

«Armut in der Schweiz ist ein Tabuthema»

Mit ihrer Stiftung **DEAR Foundation Solidarité Suisse** hilft die Baslerin **Sonja Dinner**, 58, jenen Menschen, die durch die Corona-Krise in Not geraten sind. Dabei kämpft sie auch gegen die Tabuisierung dieses Themas.

TEXT THOMAS RENGGLI FOTOS RÉMY STEINER

Frau Dinner, wie sieht Armut in der Schweiz aus?

Das sind Menschen mit tiefem Einkommen; Menschen, die nicht nur von einem Job leben können. Wir sprechen von Leuten, die am Rande des Existenzminimums leben: 1200 Franken pro Monat. Das ist selbst in normalen Zeiten zu wenig. Wir sehen das Gesicht der Armut ganz deutlich bei den Empfängern unserer Unterstützungsbeiträge – etwa in Gassenküchen oder Frauenhäusern.

Doch das Thema wird tabuisiert ...

... absolut. Aber ich stupe dies als masslose Arroganz von uns ein. Es ist sehr überheblich, wenn man behauptet, dass es in der Schweiz keine Armut gibt – weil es nicht stimmt. Denn sie ist einfach nicht so sichtbar. Und weil die Armut ein Tabuthema ist, schämen sich die Betroffenen zum Teil, Hilfe anzufordern und anzunehmen. Sie verstecken sich.

Wie macht sich dies bemerkbar?

Die Menschen stehen heimlich an, wenn es um die Ausgabe von Lebensmitteln geht oder um eine Mahlzeit in der Gassenküche. Viele versuchen krampfhaft, das Bild der heilen Welt und einer bürgerlichen Existenz gegen aussen aufrechtzuerhalten, selbst wenn es bei Weitem nicht mehr gegeben ist.

Es gibt also nicht nur die Obdachlosen auf der Strasse?

Nein. Es gibt viele arme Menschen, die noch in einer Wohnung leben, solange sie die Kündigung

nicht erhalten haben. Aber wenn man sich in diesen Wohnungen umschaute, ist alles auf Pump gekauft. Diese Menschen können die Schulden nicht mehr bedienen. So gesehen ist unsere Wohlstandsgesellschaft für gewisse Leute eine Falle: einerseits weil sie denken, sie müssen auch haben, was man bei anderen sieht; andererseits weil man es unbedingt haben will und es leicht finanzierbar ist.

Mit Ihrer Stiftung leisten Sie unkomplizierte Soforthilfe. Wie gehen Sie konkret vor?

Wir wenden uns an Organisationen und Verbände, die für Unterstützungszahlungen infrage kommen. Es gibt etwa eine Organisation von allerziehenden Vätern und Müttern. Oder verschiedene Behindertenverbände. Wir müssen über derartige Organisationen gehen. Denn die Einzelfälle können wir nicht abhandeln – alleine von der Menge her nicht. So haben wir verschiedene Modelle für gewisse Berufsgruppen aufgebaut, die ganz besonders betroffen sind.

Von welchen Berufsgruppen sprechen Sie?

Zum Beispiel von Marktfahrern und Schaustellern. Das ist eine Berufsgruppe, die von uns bereits Hilfe erhalten hat. Daneben sind wir mit dem Roten Kreuz daran, eine Pflegeausbildung zu organisieren oder sie so zu modifizieren, dass es für Menschen über 50 Jahren passt: damit sie das medizinische Personal in den Spitälern

das ist.

SONJA DINNER

Die 58-jährige Baslerin war bis 2001 eine erfolgreiche IT-Unternehmerin mit 30 Mitarbeitenden. Dann entschloss sie sich zum Frontenwechsel und gründete eine Stiftung (DEAR Foundation), die sich vor allem für Kinder und Frauen in der armen Welt einsetzt. Sie ist verheiratet und lebt in Rudolfstetten AG und in Norddeutschland.

Lächeln trotz Krise:
Dinner in ihrem
Büro in Affoltern am
Albis ZH: «Corona
hat die Lage massiv
verschärft.»



und Kliniken entlasten können, und zwar mit nicht medizinischen Leistungen. Wir vermitteln auf diese Weise Tausenden von gekündigten Menschen das Gefühl, dass sie gebraucht werden.

Wie gross ist die Bereitschaft in der Schweiz, für Schweizer zu spenden?

Menschen spenden, wenn sie bereit sind, sich mit der anderen Seite des Lebens zu befassen. Das gilt sowohl für die Superwohlhabenden wie auch für die normalen Bürger, die uns mit 500 oder 1000 oder 2000 Franken unterstützen. Aber wir brauchen grosse Beträge. Denn wir wollen Grosses bewirken. Zum Beispiel möchten wir gemeinsam mit dem Schweizerischen Nutzfahrzeugverband ASTAG dringend benötigte Chauffeure ausbilden. Und da fallen pro Person Kosten in der Höhe von 20 000 bis 30 000 Franken an.

Hier streben wir auch eine Zusammenarbeit mit den RAVs an. Wir wollen eigentlich nur ergänzende Beiträge liefern – dort, wo der Staat nicht mehr kann, aber die Menschen gleichwohl noch in Not sind und arbeiten wollen. Wir sind komplementär zum Staat. Dort, wo die staatliche Hilfe nicht mehr reicht, greifen wir ein.

Man hört auch von Betrügern und Corona-Profiteuren. Wie kontrollieren Sie?

Wir haben ganz klare Auflagen, wann und bei wem wir Unterstützung leisten. Es kann nicht sein, dass jemand mit zwei Millionen Franken Vermögen den Job verliert und dann von uns Geld verlangt. Wir fragen nach den Vermögensverhältnissen – und danach, ob eine Firma die staatlichen Unterstützungsgelder bezogen hat. Wenn wir einem Unternehmen helfen, ist dies an die Bedingung geknüpft, dass keine Boni und Tantiemen ausbezahlt werden. Und wenn wir Unternehmen helfen, müssen dort auch die Löhne der Geschäftsleitung reduziert werden. Ich nenne Ihnen ein Beispiel: Eine Firma mit 200 Mitarbeitern und einer Geschäftsleitung von fünf Personen, die Gesamtlohnkosten von 1,2 Millionen Franken ausweist, muss die Löhne der Führungsequipe um 25 Prozent reduzieren – sonst gibts von uns keine Unterstützung.

Diese Forderung stellen Sie?

Selbstverständlich. Das ist die Bedingung, dass wir helfen. Die Auflagen sind branchenabhängig. In gewissen Branchen bestehen hohe Margen – und dort konnte sich die Geschäftsleitung überproportional hohe Löhne geben. Hingegen gibt es Detaillisten aus dem Computer- und Elektronikbereich, wo die Margen hauchdünn sind. Unsere Philosophie ist, dass die Solidarität überall spielt – zwischen den Branchen, aber auch innerhalb

«Dort, wo die staatliche Hilfe nicht mehr reicht, greifen wir ein»

SONJA DINNER

der Unternehmen. Ein Unternehmen, das von uns Geld erhält, muss Lehrstellen schaffen, die es sonst nicht schaffen würde. Die Lehrlinge, die dadurch eine Stelle erhalten, müssen einen halben Tag pro Monat Sozialdienst leisten.

Wie unterscheidet sich die Entwicklungshilfe in der Schweiz von derjenigen im Ausland?

Dadurch, dass wir in der Schweiz Sozialwerke haben, die es im Ausland nicht gibt. Und dass wir viel besser kontrollieren können, was mit den Geldern geschieht. Wenn wir in der Lage sind, Mikrokredite auf den Philippinen oder in einem afrikanischen Land auszubezahlen, sind wir fast selbstverständlich in der Lage, in der Schweiz Menschen zur Arbeit zurückzubringen – wenn sie arbeiten wollen. Wenn jemand partout nicht arbeiten und die Sozialwerke ausnutzen will, sind auch wir am Ende. Aber solche Menschen unterstützen wir nicht.

«Solidarität» ist wohl das Wort des Jahres.

Spüren Sie diese Solidarität wirklich?

Ja. Die Leute, die sich auf ein Gespräch einlassen, und solche, die sich über Zeitungen und die Medien informieren, zeigen diese Solidarität. Aber es gibt auch eine Klasse von Menschen, die davon nichts wissen will.

Wen meinen Sie?

Es geht dabei nicht um eine Einkommensklasse. Viel mehr sind es jene Menschen, die irgendwie abgehoben sind, in ihrer Plüschwelt leben und auf keinen Fall mit der Realität konfrontiert werden wollen. Aber es gibt ganz viele Superwohlhabende, die extrem solidarisch sind. Eine grosse Enttäuschung für uns war, dass das Parlament unseren Vorschlag abgeschmettert hat, dass die Deckelung für Spenden in der Schweiz während zwei Jahren aufgehoben wird, wonach man



BEAT RETTER, 61, CHAUFFEUR B,
MÜHLEBERG BE, RETTERB@ICLOUD.COM

Er will Vollgas geben bis zur Pension

«Mein Alter ist ganz klar ein Handicap», sagt **Beat Retter**. «Es fühlt sich oft an, als würde man als älterer Arbeitnehmer zur Seite geschoben.» Der 61-Jährige weiss, wovon er spricht. Vor fünf Jahren stand er aufgrund von Restrukturierungen schon mal am selben Punkt, kassierte unzählige Absagen, bis er wieder einen Job als Chauffeur fand. Er belieferte Restaurants und Kantinen im Berner Seeland mit Speisepilzen. «Die Arbeit gefiel mir sehr gut, doch dann brachen leider wegen Corona die Aufträge weg.» Retter verlor seinen Job. Nun hofft er, dass er auch für die letzten dreieinhalb Jahre bis zur Pension eine erfüllende Tätigkeit mit Verantwortung findet. Vorstellen könnte sich der gelernte Koch eine Tätigkeit als Chauffeur B, Hauswart oder Servicemonteur. In allen Bereichen hat er Erfahrung. Und ist hoch motiviert: «Ich schaue optimistisch in die Zukunft.»